

Aus dem Tagebuch (1940/41) von Pfarrer Georg Güntner: Weihnachten daheim – Ostern daheim

von

Adolfine Treiber

Unter den Manuskripten, die Kanonikus Johann Güntner (1913–1999)¹ in seiner Eigenschaft als Stiftsarchivar des Kollegiatstiftes St. Johann² angelegt hat, finden sich auch Teile des Tagebuches seines Bruders Georg (1909–1984)³, das er in den Jahren 1940/41 niedergeschrieben hat. Vollständig erhalten sind die nachfolgenden handschriftlichen Erinnerungen an große Feste des Kirchenjahres, wie diese in seiner Familie in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gefeiert wurden.

Die Priesterbrüder Georg und Johann Güntner entstammen einer Regensburger Handwerkerfamilie⁴, die noch tief geprägt vom katholischen Glaubensgut ganz selbstverständlich in und mit der Kirche lebte. Vor allem war es die im besten Sinne fromme Mutter, die ihre vier Kinder⁵ gerade an den Hochfesten des Kirchenjahres

¹ BGR Johann Evangelist GÜNTNER, geb. am 4.9.1913 in Regensburg, Priesterweihe am 19.3.1938, Kaplan in Viechtach (1.4.1938), Aushilfspriester in Amberg-Hl. Dreifaltigkeit (1.1.1941), Kriegsdienst/Gefangenschaft (5.5.1941–13.8.1945), Kaplan in Regensburg-St. Emmeram (1.1.1946), Pfarrer in Bodenmais (1.2.1953), freiresignierend (1.2.1981), Kanonikus des Kollegiatstiftes St. Johann (1.2.1981), gest. am 6.9.1999.

² Das Kollegiatstift SS. Johannes Baptist und Johannes Evangelist wurde 1127 durch Bischof Konrad I. als Augustiner-Chorherrnstift gegründet. Im 13. Jahrhundert zu einem Kollegiatstift umgebildet, besteht es ohne Unterbrechung bis heute. – Vgl. Paul Mai (Hrsg.), 850 Jahre Kollegiatstift zu den heiligen Johannes Baptist und Johannes Evangelist in Regensburg 1127–1977, Festschrift, München-Zürich 1977; Paul Mai (Hrsg.), St. Johann in Regensburg. Vom Augustinerchorherrenstift zum Kollegiatstift 1127/1290/1990, Festschrift (Bischöfliches Zentralarchiv und Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg, Kataloge und Schriften, Bd. 5), München-Zürich 1990.

³ BGR Georg GÜNTNER, geb. am 28.3.1909 in Regensburg, Priesterweihe am 29.6.1933, Kaplan in Marktrechwitz (1.8.1933), in Amberg St. Martin (1.4.1936), Dompfarrkaplan (1.1.1937), Pfarrer in Waldershof (1.2.1944), Pfarrer in Wunsiedel (1.3.1952), Pfarrer in Schwandorf-St. Jakob (1.6.1963), freiresignierend (1.8.1974), Kommodant in Regensburg-St. Cäcilia; gest. am 20.4.1984.

⁴ Der in Regensburg geborene Vater Michael Güntner (1881–1949) war Buchbindermeister bei der Fa. Pustet. Seine Frau Maria (1884–1975), Tochter des Schuhmachermeisters Doblinger, war gelernte Damenschneiderin. Frau Dr. Camilla Weber und Herrn Fritz Börner danke ich für die Übermittlung der Daten.

⁵ Außer den beiden Söhnen gab es noch die Töchter Maria (1911–2000) und Elisabeth (1929–2012).

durch ihr gutes Beispiel und durch kluge erzieherische Maßnahmen, die vom Vater konsequent mitgetragen wurden, in das Glaubensleben einzuführen wusste. Aus der von Georg Güntner hier vorliegenden Schilderung über die in der Familie gepflegte Mitfeier von Weihnachten und Ostern geht dies klar hervor.

Abgesehen davon, dass seine Aufzeichnungen sozial- und kulturgeschichtlich von Interesse sind, mögen sie auch zum Nachdenken anregen. In einer Zeit, in der immer häufiger von der Gefährdung, ja von der Zerstörung der Familie als der wichtigsten Keimzelle der Gesellschaft die Rede ist, weisen die Verantwortlichen in Kirche und Welt immer wieder darauf hin, wie wichtig in der Familie gelebter Glaube und praktizierte Religion nicht nur für unsere Gesellschaft, sondern vor allem für die Kinder und damit für die Zukunft unseres Landes sind.⁶

Weihnachten daheim

Weil ich mir einbilde, dass Weihnachten nirgends so schön sei wie es bei uns daheim gewesen ist, darum möchte ich einmal unser häusliches Familienweihnachten, wie wir es begingen, aufnotieren. Zwar ist die eben geäußerte Meinung eine recht subjektive Ansicht, aber das eine ist sicher, dass unser Weihnachten jedenfalls ein Weihnachten war, wie es sein soll.

Zum ersten Mal wurde bei uns von Weihnachten geredet, wenn Allerheiligen kam. Da wurden am Neupfarrplatz Verkaufsstände aufgeschlagen, an denen Kränze u. a. für den Gräberschmuck feilgeboten wurden. Wenn wir Kinder diesen „Allerheiligenmarkt“ sahen, dann redeten wir stets unwillkürlich davon, dass jetzt „bald“ auf diesem Platz ein anderer Markt erscheinen werde, der „Christkindlmarkt“⁷. Und damit begann die Vorfreude auf das Weihnachtsfest.

Die eigentlichen Vorbereitungen aber begannen mit dem ersten Adventsonntag. Ein paar Tage vorher schrieb jedes seinen „Christkindlbrief“, in dem wir unsere Weihnachtswünsche zu Papier brachten. Am Morgen des ersten Adventsonntags legten wir unsere Brieflein (die gewöhnlich jedes für sich geheim hielt) zwischen die Winterfenster. Welche Freude, wenn wir – vielleicht beim Heimkommen von der Hl. Messe oder sonst wann – sahen, dass die Briefe verschwunden seien. Welche Enttäuschung, welch fiebernde Ungeduld, wenn sie, was Vater manchmal auch gerne tat, um uns zu necken, den ganzen Tag über unbeachtet vor den Fenstern draußen liegen blieben. Und den Christkindlbrief schrieben wir auch noch, als wir schon groß waren (auch die Eltern schrieben solche Brieflein), als ich bereits im Klerikalseminar war, ja, ich glaube, dass ich auch noch in Marktrechwitz⁸ einen Christkindlbrief geschrieben habe, gerade so, wie vergangenes Weihnachten auch Hans⁹ noch aus Viechtach zum ersten Adventsonntag seinen Christkindlbrief sandte.

Am ersten Adventsonntag, oder auch schon am vorhergehenden Samstagabend

⁶ Vgl. Norbert MARTIN, Die Hoffnung der Familie. Ein Gespräch mit Gerhard Kardinal Müller, Würzburg 2015; Hans-Joachim HAHN, Lutz SIMON, Höllensturz und Hoffnung, München 2014; Instrumentum laboris zur Außerordentlichen Bischofssynode 2014, Nr. 31.

⁷ Seit etwa 1820 nachgewiesen. Vgl. Ernst R. HAUSCHKA, Regensburger Christkindlmarkt, in: Regensburger Almanach 1991, S. 199–202.

⁸ Pfarrei im Dekanat Kemnath-Wunsiedel. Erste Kaplanstelle von Georg Güntner 1933–1936.

⁹ Johann Güntner, nach seiner Priesterweihe 1938 wirkte als Kooperator in Viechtach bis 1941.

setzten wir uns zusammen und berieten das „Programm“ für den kommenden Heiligen Abend. Von meinen Studentenjahren an, seit ich etwa in der dritten Klasse war, blieb es hauptsächlich mir überlassen, das Programm aufzustellen. Wir suchten Weihnachtslieder aus, die wir am Heiligen Abend singen wollten, und Gedichte oder gar ein kleines Spiel; und das alles übten wir dann an den langen Adventabenden ein.

Mit der Adventzeit begannen auch die täglichen Rorate-Ämter, die wir in unserer Pfarrkirche St. Emmeram besuchten. Am Samstag vor dem ersten Adventsonntag brachte die Mutter immer eine große Tüte voll Kandelszucker heim, und diese gehörte eigens nur für die Rorate-Ämter. Um $\frac{1}{4}$ 6 Uhr standen wir auf, $\frac{1}{2}$ 7 Uhr begann das Amt. Und beim Weggehen daheim – es ging immer die ganze Familie gemeinsam – bekam jedes von uns Kindern ein großes Stück Kandiszucker in den Mund. Das war eine kleine Belohnung und Aufmunterung. Rorate und Kandelszucker gehörten bei uns immer zusammen; ich habe mich noch nach Jahren gewundert, als ich erfuhr, dass man solchen Zucker auch zu anderer Jahreszeit zu kaufen bekommt. Ich hatte immer geglaubt, solchen bekomme man – ähnlich wie Lebkuchen – nur zur Weihnachtszeit.

Seit ich in die zweite Klasse des Gymnasiums ging, war ich Ministrant an der Dominikanerkirche und ich konnte von da an nicht mehr zu den Rorate-Ämtern nach St. Emmeram; aber für die übrigen Glieder der Familie ging deswegen alles genauso weiter, wie ich eben geschildert.

Am Abend des 5. Dezember kam der erste Weihnachtsbote: St. Nikolaus. Der Nikolausbesuch verlief bei uns ganz in der üblichen Weise. Nikolaus verlangte Rechenschaft über unseren Gehorsam, Fleiß in der Schule, über Kirchenbesuch usw. Und dann, nach diesem strengen Gericht, das über jeden einzelnen der Reihe nach erging, teilte er die üblichen Gaben aus: Äpfel, Nüsse, Lebkuchen. Wenn der Nikolausbesuch vorüber war, atmeten wir immer auf. Jetzt war für uns der letzte Alpdruck vor Weihnachten genommen, jetzt konnten wir uns ungehindert auf das Fest freuen.

Die zwei anderen Weihnachtsboten, Luzia und Thomas, kannten wir nur vom Hörensagen. Diesen Brauch, der auf dem Lande ziemlich allgemein verbreitet ist, kannte man in der Stadt wenig oder nicht.

Mit dem zweiten Adventsonntag begann das Herstellen der Weihnachtsbäckereien, die bei uns gewöhnlich – so heute noch – am Sonntag gebacken wurden. Das war schon ein Fest! Die ganze Familie war beteiligt und tat begeistert mit, wenn wir Kinder auch meist dabei mehr nach dem Grundsatz handelten: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ Wir stachen vor allem die Formen aus, belegten die Backbleche, nahmen die nach dem Backen erkalteten Stücke wieder sorgfältig vom Blech weg und – durften am Schluss immer ein Stück von dem Backwerk verkosten, bloß eines, alles andere wurde zum heiligen Weihnachtsfest aufbewahrt.

Doch hie und da bekamen wir in der Folgezeit noch ein „Zuckerstücklein“, wie wir sie hießen. Nämlich dann, wenn das „Christkind“ etwas „verlor“. Wenn wir nämlich besonders brav waren, dann fanden wir eines Tages am Morgen – meist bei der Heimkehr vom Rorate-Amt – draußen zwischen den Fenstern für jedes ein solches Zuckerstückchen liegen. Wir sagten: „Das hat das Christkind verloren.“ Und darüber war die Freude immer besonders groß.

Die letzten Tage vor Weihnachten war uns, als wir noch kleiner waren, das Betreten des Wohnzimmers verboten. „... sonst bläst dir das Christkind die Augen

aus!“, hieß es zur Begründung. Einmal, das war, wie wir in Kumpfmühl¹⁰ wohnten, war ich halt doch recht neugierig. Ich getraute mich natürlich nicht in das Wohnzimmer zu gehen, aber durchs Schlüsselloch wollte ich wenigstens schauen. Doch wie erschrak ich, als ich mein Auge ans Schlüsselloch hielt! Ganz deutlich fühlte ich, wie da durchs Loch hindurch jemand herausblies.

Und ich war fürderhin nicht mehr so naseweis; hatte ich mich doch selbst von der Wahrheit dessen überzeugt. Nur den Finger hielt ich noch gelegentlich vor das Schlüsselloch, um dann auch wirklich jedes Mal zu spüren, wie da auf meinen Finger geblasen wurde, dem ja solches nicht schaden konnte. Die Erklärung dafür ist natürlich hinterdrein sehr einfach: in der Küche war es sehr warm, im Wohnzimmer hingegen kalt und darum war am Schlüsselloch stets ein leichter Luftzug zu verspüren.

Neun Tage vor Weihnachten begannen die „Christkindl-Andachten“ täglich nachmittags $\frac{1}{2}$ 5 Uhr in der Karmelitenkirche St. Joseph. Wieder bedeutete das eine Steigerung der Weihnachtserwartung. Tag für Tag gingen wir drei Kinder mitsammen dorthin. Da ging ich noch nicht zur Schule, als vierjähriger Bub schon war ich an der Hand der Großmutter in diesen Christkindlandachten, die sich unter der Regensburger Bevölkerung überaus großer Beliebtheit erfreuen.

Ich muss ehrlich gestehen, ich begreife eigentlich gar nicht einmal, warum. Denn das sind Andachten ganz im alten Stil, ohne irgendwelche aktive Betätigung des Volkes, Andachten, die sich als solche von gewöhnlichen Andachten in ihrem Aufbau keineswegs unterscheiden. Erst singt der Chor ein Pange lingua, hierauf die Lauretanische Litanei, nach der Oration des Priesters folgt das Tantum ergo, nach dem Segen ein deutsches Adventlied des Chores.

Allerdings, was der Chor leistet, ist schon immer etwas Besonderes. Die Orgel wird gewöhnlich von Blas- und Streichinstrumenten unterstützt. Einige der besten Kirchenchöre aus der inneren Stadt wechseln Tag für Tag ab und bestreiten so das Programm der Woche. Da kommen daran die Kirchenchöre der Karmelitenkirche St. Joseph selber, dann vor allem der Domchor, die Kirchenchöre der Alten Kapelle, von St. Emmeram, Obermünster und St. Jakob; Karmelitenchor, Domchor und Chor der Alten Kapelle je zweimal. (Auch ich habe gelegentlich beim Domchor später beim Seminarchor von St. Jakob dabei mitgesungen). Auch der Offiziator wechselte: nur der hohe Klerus der Stadt kommt dabei an die Reihe: Kanoniker der Kollegiatstifte, Hochschulprofessoren, Domkapitulare, Weihbischof und Bischof. Vielleicht trägt auch dieses zur großen Anziehungskraft der Andachten bei.

Endlich kam der Heilige Abend. Der Vormittag war zu Hause noch ganz Werktag, nur wie von einem aufgehenden Morgenrot eines herrlichen Tages bestrahlt. Das Aufstellen der Krippe besorgten wir Buben. Als meine Eltern heirateten, kauften sie sich eine Papierkrippe. So ungefähr um 1920 oder 1921 kauften die Eltern Krippenfiguren. Es war eine große Anzahl, aber wertvoll waren sie nicht; sie waren aus Gips. Immerhin stellten wir eine schöne Landschaft aus Moos, mit einer Höhle als Stall auf. Später, so um 1930 herum wurde diese kitschige Krippe verschenkt und Hans, mein Bruder, zeichnete und malte eine neue Krippe, schöne Figuren auf Pappe aufgezogen und diese wird seitdem zu Hause verwendet. Die gleichen Figuren machte er dann, als ich Kooperator in Marktredwitz war, auch noch einmal für mich und ich stellte sie seitdem bei mir auf, bis ich mir voriges Jahr ganz großartige Tiroler Holz-

¹⁰ Stadtteil von Regensburg, 1818 eingemeindet. Vgl. Karl BAUER, Regensburg, 3. Aufl., Regensburg 1980, S. 382–393.

geschnittzte Figuren beschaffte. Meine bisherigen Figuren schenkte ich wieder meinem Bruder, der mich darum bat, weil er noch gute Verwendung dafür hat.

Nachmittags gegen 3 Uhr gingen wir von zuhause weg in die letzte Christkindlandacht der Karmelitenkirche. Der frühe Zeitpunkt hatte einen doppelten Grund: Erstens war die Mutter froh uns recht bald loszubringen, zweitens bekamen wir auf diese Weise immer auch einen schönen Platz in der Kirche. Immerhin war bereits um diese Zeit die Kirche mit Andachtsbesuchern ziemlich gefüllt. Nicht selten kamen wir noch zum Schluss der Vesper, die um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr begonnen hatte. Die Zeit des Wartens bis $\frac{1}{2}$ 5 Uhr, dem Beginn der Andacht, wurde uns durchaus nicht langweilig. Da kam bald der Mesner, um die Gewänder für den Bischof aufzulegen, dann war dieses und jenes zu richten, frühzeitig wurde auch schon mit dem mühsamen Anzünden der vielen Kerzen begonnen. Wir zählten die Kerzen und zählten jedes Jahr wohl weit über 200.

Das alles war nicht Langeweile, sondern Spannung auf etwas ganz Großes. Die letzte Christkindlandacht hielt stets der Bischof. Sie verlief bis zum Segen genauso wie die vorausgegangenen, nur mit entsprechend erhöhter Feierlichkeit bezüglich der Assistenz usw., und dass der Chor statt der Lauretanischen Litanei die Namen-Jesu-Litanei sang. Was uns und alle Leute bei dieser Andacht am meisten fesselte – und auch heute noch fesselt – ist das, was nach dem Segen kommt. Da setzte ein feierlicher Posaunenchoral ein – den „Christkindlmarsch“ nannten wir ihn – und während der Bischof auf dem Thron saß, zog paarweise eine große Schar von Ministranten herein, alle mit brennenden Kerzen in den Händen. Und der letzte der Ministranten trug in der Hand ein Kripplein und stellte es auf den Altar. Und dann knieten die Buben einzeln kurze Zeit vor dem Kripplein nieder und beteten still. Wenn diese Zeremonie vorüber war, sang alles Volk gemeinsam die drei Strophen des „Stille Nacht“ (hier sangen wir immer zum ersten Mal das Lied) während der Bischof in feierlicher Weise aus der Kirche auszog. Lange dauerte es, bis die Menschenmassen sich aus der Kirche entfernt hatten. Und auch wir gingen. Da wir immer ganz vorne gewesen waren, mussten wir auch immer ziemlich lange warten, bis wir die Kirche verlassen konnten.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Wir gingen nun über den Kassiansplatz und den Neupfarrplatz zu den Großeltern, die am Ölberg in dem Haus neben der Dreieinigkeitskirche wohnten. Auf dem Weg dorthin sahen wir aus zahlreichen Wohnungen schon die Christbäume herausblicken, ja wir wussten ganz genau, in welchen Fenstern, in welchen Erkern Christbäume zu sehen waren.

Nun blieben wir etwa eine Stunde bei den Großeltern. Und wenn wir dort in die schöne Stube traten, so brannte da bereits ein kleines Christbäumlein, darunter war eine Krippe (die wir Buben so um das Jahr 1924 den Großeltern mit der Laubsäge gebastelt hatten) und dabei lag für jedes von uns Kindern ein Teller mit Süßigkeiten: Apfel, Orangen, Feigen, Schokolade und Backwerk; hie und da gab's auch kleine Spielsachen. Das war die erste Bescherung, die ziemlich einfach verlief. Wir packte unsere Sachen dann in Tüten und drängten mit großer Ungeduld, bis die Großeltern fertig wurden, um mit uns nach Hause zu den Eltern zu gehen (von 1914 bis 1931 wohnten wir im „Gässchen ohne Ende“).

So gegen 7 Uhr gingen wir Kinder dann mit den Großeltern nach Hause. Das alles wickelte sich mit einer solchen Regelmäßigkeit ab, dass wir es anders gar nicht wüssten. Daheim begaben wir uns in die Küche und hier war zuerst das Abendessen. Auch dieses Abendessen war noch ganz werktäglich und war stets das, was uns an jenem Abend am meisten zuwider war. Eine einfache Wassersuppe und ein Kar-

toffelgemüse wollten halt gar nicht recht schmecken. Aber da war der Vater unbittlich; es musste gegessen werden, und eher begann die Weihnachtsfeier nicht. Maria hat mir des öfteren auf dem Heimweg von der Christkindlandacht versprochen: „Wenn du mir die Hälfte von meinem Gemüse isst, dann bekommst du von mir eine halbe Tafel Schokolade.“ Und so habe ich es auch gewöhnlich getan – in Augenblicken, da der Vater zur Mutter ins Wohnzimmer hineinging, um noch die letzten Vorbereitungen zu treffen; Maria hat ihr Versprechen jedes Mal mustergültig gehalten. – Vater brachte mir die Violine, die ich stimmte, und dann – endlich! – ertönte aus dem Wohnzimmer das Glockenzeichen und wir durften alle hinein. Hans, der Jüngste, voraus, dann kam Maria, dann ich, zuletzt die Großeltern.

In der Mitte des Zimmers blieben wir stehen und sofort sangen wir vor dem brennenden Christbaum das Lied „Stille Nacht“, das ich auf der Violine begleitete. Keines hätte es gewagt, sich zu unterstehen auf die Geschenke, die auf dem Tisch an dem Christbaum lagen, loszustürzen. Und nach dem Lied trat Maria vor und sagte – zur Krippe gewandt, also nicht zu uns schauend, so war es Brauch! – ein langes Weihnachtsgedicht „Was ist das für ein holdes Kind?“, ein ganz nettes Gedicht von Luise Hensel.¹¹ Ich erinnere mich noch, wie ich als vierjähriger Bub (da wohnten wir noch in Kumpfmühl) dieses Gedicht aufgesagt; ja meine Mutter sagte mir, dass ich es schon mit drei Jahren vorgetragen habe, als wir noch in der Krebsgasse wohnten. Und dieses Gedicht – das meine Mutter schon als Kind gelernt und daheim am Heiligen Abend hergesagt hatte – ist seitdem an keinem Weihnachtsfest in unserer Familie unterblieben. Jetzt ist unsere kleine Liesl¹² alle Jahre diejenige, die dieses Gedicht, an das sich so liebe Erinnerungen knüpfen, vorträgt.

Und nun ging es ans Besehen und Entgegennehmen der Geschenke. Das war doch immer eine Freude, was eines dem anderen an diesem Tag aus gegenseitiger Liebe zum Geschenk machte, teils Gewünschtes, teils Überraschungen. Und hierauf nahmen wir alle am großen Tisch Platz, und seit der Zeit, da ich Student war, kam nun alle Jahre zu Weihnachten ein Krippenspiel, eine ganz einfache Szene, die das Geschehen der heiligen Nacht vorführte, jedes Jahr ein anderer Text. Das war uns Kindern jedes Mal eine Weihnachtsüberraschung, die wir den Eltern bereiteten. Denn wir hatten zum Proben immer sorgfältig solche Zeiten ausgewählt, da wir von den Eltern unbehelligt waren. Dieses Krippenspiel war immer ein Höhepunkt des Abends.

Nach diesem setzten auch wir Kinder uns an den Tisch, es wurde Tee aufgetragen und Lebkuchen und die anderen Weihnachtsbäckereien, und nun konnten wir uns nach Herzenslust daran erfreuen. In frohem Geplauder verging nun der Abend. Dazwischen hinein sangen wir immer wieder schöne alte Weihnachtslieder, wobei jedes Jahr wieder neue zum Vortrag kamen. Wo wir alte Weihnachtslieder auffanden, in allen möglichen Liederbüchern, die stöberten wir auf, um sie zum Heiligen Abend zu singen. So kommt es, dass es fast kein altes Weihnachtslied gibt, das wir nicht kennen.

Auch Violinsolovorträge führte ich dazwischen gelegentlich vor. So verging uns der Heilige Abend in herzlichem frohen Geplauder bis die Zeit der Christmette kam. Ehe wir uns zur Christmette rüsteten, wurden die Evangelien der drei Weihnachtsmessen vorgelesen (eigentlich etwas merkwürdig bei uns, besser kämen die Evan-

¹¹ Luise Hensel (1798 – 1876), Lyrikerin; das „Krippenlied“ entstand 1817 in Berlin.

¹² Gemeint ist die 1929 geborene Schwester Elisabeth Güntner. Sie heiratete 1956 Fritz Börner.

gelien gleich am Anfang nach dem „Stille Nacht“; aber bei uns war es nun halt einmal so Brauch) und dann brachen wir gemeinsam auf. Zur Christmette gingen wir natürlich nach St. Emmeram. Nur ich war seit dem Jahr 1921 beim Domchor und ging zur Christmette in den Dom, der ich auch dann treu blieb, als ich schon längst nimmer „Domspatz“ war. (So war es wenigstens die Regel. Es kam aber auch vor, dass manchmal jeder in eine andere Kirche zur Christmette ging). Da erlebten wir dann in Heiliger Nacht das Geheimnis von Bethlehem von neuem. Christus, der Herr, stieg leibhaftig vom Himmel auf den Altar herab, so wie er einst vom Himmel herabgestiegen war in die Krippe, Fleisch angenommen hat aus Maria, der Jungfrau, und Mensch geworden ist.

Nach der Christmette wurde zuhause gemeinsam das Abendgebet gebetet und dann ging's hurtig zu Bett. Der Festtag selbst war eigentlich immer weniger festlich. Die meisten blieben ziemlich lange liegen. Nur Mutter ging immer ins Hirtenamt nach St. Emmeram, auch ich manchmal. Der Predigt blieben wir an diesem Tag fern und gingen um 9 Uhr nach St. Emmeram ins Hochamt (wenn ich nicht wie ich es auch manchmal tat, noch einmal am Festgottesdienst im Dom mich beteiligte).

Zum Mittagessen gab's die übliche Weihnachtsgans, am Nachmittag wohnten wir alle in St. Emmeram der Vesper bei und der Rest des Nachmittags gehörte – das war eigentlich auch ganz feststehender Brauch – gemeinsamen Gesellschaftsspielen in der Familie. Das Abendessen erhielten wir am Weihnachtstag schon ziemlich früh, so ungefähr um 6 Uhr, hernach wurde noch einmal der Christbaum angezündet und dazu ein Lied gesungen, und bald darauf gingen wir zu Bett, um das hereinzubringen, was wir in der vergangenen Nacht versäumt hatten.

Die ganze Weihnachtsoktav hindurch wurden nun jeden Abend nach Tisch die Kerzen des Christbaums für kurze Zeit angezündet und wir sangen dazu immer eines unserer Weihnachtslieder. Die Weihnachtsoktav wurde abgeschlossen mit unserer häuslichen Jahresschlussfeier am Silvesterabend. Am Spätnachmittag wohnten wir immer der Jahresschlussandacht in der Dominikanerkirche bei, die dann so um 1928 herum nach St. Emmeram verlegt wurde.

Unsere häusliche Feier begann sofort nach dem Abendessen damit, dass wir zum letzten Mal den Christbaum anzündeten und noch einmal das „Stille Nacht“ sangen. Den Mittelpunkt der Jahresschlussfeier bildete aber dann die Verlosung, die sich bei uns seit 1921 eingebürgert hatte. Jedes von uns hatte dabei zehn „essbare Treffer“ zu stiften, die dann ausgelost wurden, was immer ein großes Hallo gab. Zum Trinken hatten wir am Silvesterabend immer einen Punsch, dazu wieder Lebkuchen und anderes wie am Heiligen Abend. Gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr beteten wir gemeinsam unser Abendgebet und gingen zu Bett. Nachdem wir uns „Gute Nacht“ gewünscht hatten, sagten wir noch ein Stoßgebetlein und waren dann ängstlich besorgt nichts mehr zu sprechen, damit unser letztes Wort im alten Jahr ein Gebet sei. Hatte eines wirklich sein Schweigen gebrochen, so holte es schleunigst sein Stoßgebet nach. Ebenso waren wir tags darauf, am Neujahrstag, morgens sehr darauf bedacht, dass unser allererstes Wort im Neuen Jahr wieder ein Stoßgebet sei.

Eine durchzechte Neujahrsnacht habe ich noch nie gekannt. 31mal schon habe ich Neujahr erlebt und noch in jedes neue Jahr habe ich – hinüber geschlafen. Doch Halt: noch einmal wurde der Christbaum angezündet. Das war am Vorabend des Dreikönigsfestes, wenn der Vater mit Weihwasser und Weihrauch durch die Zimmer ging, um sie fürs neue Jahr einzusegnen, wobei dann an die Haustür mit geweihter Kreide die bekannten Zeichen (K+B+M) mit der Jahreszahl angeschrieben wurden. Wir Kinder begleiteten dabei den Vater durch die ganze Wohnung. Dann aber wur-

den die Kerzen des Christbaumes endgültig ausgelöscht und ein paar Tage nach dem Dreikönigsfest wurde der Christbaum abgeleert und verbrannt. Damit war Weihnachten mit all seinem Zauber für dieses Jahr wieder vorüber.

*Nachträge zu „Weihnachten daheim“ –
Festbräuche, die wir nicht kannten.*

Ich habe noch einmal durchgelesen, was ich am Anfang des Tagebuches 1940/41 geschrieben habe über: Weihnachten daheim, und ich sah, dass ich so ziemlich alles Wesentliche aufgeschrieben habe. Doch empfinde ich es jetzt auf einmal als eine Notwendigkeit, noch etwas zu schreiben über einige Festbräuche, die wir daheim nicht kannten.

1. St. Lucia und St. Thomas.

Den Besuch dieser beiden kannten wir nur vom Hörensagen.

2. Der Adventkranz.

Das ist heutzutage zu einer Selbstverständlichkeit geworden, dass man in jeder Familie zur Adventzeit einen Adventkranz in der Wohnung hat. Zur Zeit meiner Jugendjahre war dieser Brauch in Regensburg und soweit ich überhaupt weiß, völlig unbekannt. Ich sah und hörte zum ersten Male vom Adventkranz, als ich bereits die obersten Klassen des Gymnasiums besuchte. Damals war meine Schwester Maria eifrig tätig in der katholischen Jugendbewegung, im „Quickborn“. Dort lernte sie den Adventkranz kennen, von daher brachte sie den Brauch des Adventkranzes in unsere Familie. Wir wurden da aber alle mit einem Male zu Gegnern des Adventkranzes – auch ich. Die Eltern gestatteten nicht, dass ein Adventkranz in der Wohnung aufgehängt wurde. „Solch neuen Zeug brauchen wir nicht, wir haben unsere schönen, ehrwürdigen Weihnachtsbräuche, bei denen bleiben wir“, so hieß es. Maria konnte nur einen kleinen Adventkranz auf dem Nachtkästchen neben ihrem Bett aufstellen, den sie dann täglich brannte, wenn sie vor dem Schlafengehen ihr Abendgebet verrichtete – worüber wir Buben sie gar oft böse verspotteten. Als ich bereits im Klerikalseminar war, wurde ich aber auf einmal zum Freund des Adventkranzes, weil ich sah, dass immer mehr und mehr Familien sich einen solchen ins Zimmer hängten – allerdings meist gar nichts damit anfangen konnten. Er hing eben einfach im Zimmer und auch heute ist es vielfach noch so, es ist eben keine heilige Tradition damit verbunden. Da dachte ich, man müsse doch beitragen zu einer christlichen Belebung des Brauches und ich trat dafür ein, dass daheim in unserer Familie ein Adventkranz aufgehängt und beim täglichen Abendgebet gebrannt wurde, was dann nach einigem Widerstreben auch geschah. Und so haben wir seit etwa 1930 in der Familie auch einen Adventkranz. – Ich war dann auch der erste, der dafür einstand, dass im Klerikalseminar in den Studiersälen Adventkränze aufgehängt wurden. Unser Studiersaal ging mit dem Beispiel voran, viele andere machten es nach. Seitdem hat der Adventkranz in unseren Gegenden einen wahren Triumphzug angetreten. Wenn ich in der Schule danach frage, so kann ich feststellen, dass kaum eine Familie ohne Adventkranz ist. Da trete ich nun stets für folgendes ein: der Adventkranz ist täglich zu brennen, wenn es am Abend zum „Engel des Herrn“ läutet, oder falls – was sehr häufig ist – da nicht die ganze Familie beisammen sein kann, möge er angezündet werden nach dem Abendessen beim gemeinsamen Abendgebet.

3. Der Johanneswein

Vom Brauch des Johannesweins wussten wir. Aber wir haben ihn in der Familie nicht geübt. Ich weiß eigentlich nicht, warum, nachdem doch so ziemlich jede Familie zu diesem Tag eine Flasche Wein weihen lässt. Wir gingen nur häufig an diesem Tag zum Hochamt in die Stiftskirche St. Johann, wo nach dem letzten Evangelium an der Kommunionbank den Leuten der Wein zum Trinken gereicht wurde. Vater hat jedes Jahr (meist beim Frühamt um 7 Uhr) dort vom Wein getrunken, ich nie. Ich empfand einen Ekel aus dem Kelch zu trinken, an dem schon so viele andere genippt. Warum wir eigentlich nie zum Johannesweintrinken nach St. Emmeram gegangen sind, wo ja auch der Brauch des Austeilens des Johannesweins besteht, weiß ich nicht. Vielleicht hat diese Tradition der Vater in die Familie gebracht, der ja als Bub jahrelang in St. Johann Ministrant gewesen. Erst seit ganz kurzer Zeit, seit etwa 1935, wird auch daheim in der Familie der Johanneswein getrunken, und zwar vor dem Frühstück. Aber jetzt gehöre ich ja nicht mehr in die Familie heim.

Ostern daheim

Dem Tagebuchband 1940/41 habe ich einen Aufsatz vorausgeschickt, der meine Erinnerungen an unser häusliches Weihnachten festhält. Ich freue mich, es mir aufgeschrieben zu haben. So will ich es nun aber auch mit Ostern halten und diesmal nun meine Erinnerungen an dieses Fest, wie es bei uns daheim in der Familie begangen wurde, niederschreiben.

Ostern wird ja nicht in der trauten Weise gefeiert wie Weihnachten, das überall ein inniges Familienfest ist. Aber deswegen ist mir die Erinnerung an unser häusliches Ostern doch nicht weniger lieb, denn auch von unserem Osterfest kann ich das gleiche sagen wie von unserem Weihnachtsfest: wir haben es wahrhaft in echt christlichem Geist begangen und ich freue mich dessen noch heute. Ach, gerade dieses Leben mit der Kirche daheim in der Familie, das ist es, was uns Kindern die katholische Haltung fürs Leben mitgegeben hat, mehr als irgendwelche Ermahnungen, mehr als Religionsunterricht und Predigten.

Man schreibt heute Bücher über christliche Heimgestaltung, namentlich in den Kreisen des katholischen Frauenbundes, in Jugendzirkeln, Kongregationen usw. wurde und wird gearbeitet am christlichen Brauchtum in den Familien. Wenn ich da so lese, wie man eine häusliche Adventfeier gestalten soll, die häusliche Weihnachts-, Osterfeier usw., so muss ich mir dabei denken: das alles ist recht schön, aber es sieht halt so gekünstelt aus. Bei uns daheim war alles so zwanglos, so selbstverständlich; da war gar nichts Gemachtes. Wir kannten und wussten es nicht anders: es musste eben so sein. Ich glaube, dass manche neuere Ästheten an unserem häuslichen Mitleben mit dem Kirchenjahr allerhand auszusetzen finden würden, manches verbessern, „vertiefen“ möchten, besser ausgestalten. Ich weiß nicht, ich freue mich, dass es so war und nicht anders, so natürlich und ungezwungen. Ich wünschte nur, es würde überall so sein.

Die heilige Fastenzeit bedeutete uns Kindern noch nicht viel. Dass die Eltern fasteten, berührte uns nicht; wir waren ja noch nicht dazu verpflichtet. Dass wir am Aschermittwoch zur Einäscherung gingen, ist selbstverständlich. Als wir größer wurden, so von elf, zwölf Jahren an, besuchten wir mit den Eltern jeden Donnerstag abends 7 ½ Uhr die Fastenpredigt in St. Emmeram. Aber das war, abgesehen noch von den Kreuzwegandachten, denen wir jeden Sonntag und Mittwoch beiwohnten so ziemlich alles, was uns die Fastenzeit von einer anderen Jahreszeit unterschied.

Die eigentliche Osterfeier begann für uns mit dem Palmsonntag. Die Mutter ging, wie immer am Sonntag Frühmorgens zur hl. Messe. Wir Kinder gingen dann an diesem Tag nicht wie sonst zur Schulmesse nach St.Emmeram (um 10 1/2 Uhr), sondern in den Hauptgottesdienst um 9 Uhr. Mit uns ging, nachdem er vom Krieg zurück war, der Vater, der ja Sonntag für Sonntag Predigt und Amt besuchte. Daheim gab es zuvor immer noch eine kleine Gaudi: keines wollte an diesem Tag als Letztes aufstehen, weil es dann am ganzen Tag als „Palmesel“ geneckt wurde. Gewöhnlich fiel Vater oder Maria die Stelle des Palmesels zu (von der dritten Gymnasialklasse schied ich ja als Ministrant an St.Blasius – schon von vornherein aus).

Wir gingen also hinauf nach St.Emmeram mit großen Büscheln von Weidenkätzchen unterm Arm. „Palmkätzchen“ werden sie ja wegen ihrer Verwendung als Palmersatz an diesem Sonntag allgemein genannt. Und wir wohnten dem feierlichen Gottesdienst bei, gingen mit der Palmprozession hinaus in den Vorhof und in die Vorhalle, gaben acht, wenn der Stadtpfarrer mit dem Kreuz an die Kirchentüre schlug, gingen wieder mit hinein, hörten mit großer Geduld uns den langen Passionsgesang des Hochamtes an und harreten aus bis gegen 11 Uhr, auch wenn wir von dem lateinischen Gottesdienst herzlich wenig verstanden.

Und wenn wir dann heimkamen, dann steckte der Vater in jedem Zimmer ans Kreuz einen geweihten „Palmzweig“. Die übrigen Zweige kamen in Vasen an verschiedene Plätze der Wohnung, bis sie dann nach dem Osterfest verbrannt wurden. – Und nun waren wir in feierlicher Stimmung: wenn wir die Palmzweige sahen, so kündete uns das: Heilige Karwoche ist da, Ostern steht vor der Tür. Sie waren uns das äußere Symbol dafür, dass nun Heilige Zeit gekommen.

Die ersten Tage der Karwoche verliefen noch ganz gewöhnlich. Wir Kinder wohnten täglich der hl. Messe bei wie sonst auch, nur mit dem Unterschied, dass wir in diesen Tagen statt nach St.Emmeram gewöhnlich nach Obermünster gingen, da dort an diesen Tagen das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt war. Am Mittwoch Nachmittag gingen wir nach St.Emmeram zur ersten Trauermesse. „Rumpelmesse“ hießen wir sie, weil am Schluss dieses Gottesdienstes „gerumpelt“ wurde.¹³

In St.Emmeram, wo damals noch – ehe die Pfarreien St. Wolfgang und Herz Jesu abgetrennt wurden – acht Priester waren (Stadtpfarrer, Prediger, 5 Kooperatoren, Katechet), konnte man den Gottesdienst schon feierlich gestalten. Die Psalmen wurden zwar bloß rezitiert, aber alles andere auch feierlich gesungen (drei Nokturnen und Laudes). Das dauerte natürlich ziemlich lange. Und ich muss mich heute noch wundern, wie wir Kinder die Geduld aufbrachten, anderthalb Stunden lang einem Gottesdienst beizuwohnen, von dem wir gar nichts verstanden, der auch dem Auge nichts bot, bei dem uns eigentlich das einzig Fesselnde war auf den Triangelleuchter zu sehen und zu beobachten, wie immer wieder eine weitere von den 15 gelben Kerzen ausgelöscht wurde, bis schließlich nur noch die letzte, weiße (Benedictus-) Kerze allein übrig blieb.

Unsere Mutter hat uns dies immer so erklärt: die weiße Kerze bedeutet den Heiland, die 15 gelben stellen Apostel und Jünger dar. Einer nach dem andern verließ den Meister, der schließlich allein am Kreuze starb. Und als er starb – als die

¹³ Karliturgie vgl. Kurt KÜPPERS, Liturgiefeiern im Bistum Regensburg vom Konzil von Trient bis nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in: Liturgie im Bistum Regensburg von den Anfängen bis zur Gegenwart, Ausstellung anlässlich des Bistumsjubiläums 739–1989 in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg ... 30. Juni bis 29. September 1989, Regensburg 1989, S. 59–86.

weiße Kerze hinter dem Altar versteckt wurde –, da gab es ein Erdbeben, dass sich die Felsen spalteten; das bedeutete das Gepolter am Schluss der Mette. Doch der Heiland stand wieder von den Toten auf, darum wird die weiße Kerze nicht ausgelöscht, sonder bloß hinter dem Altar versteckt und am Schluss wieder brennend zum Triangel gebracht. So bedeutete uns dieser Gottesdienst mit seinen Kerzen einen Gang durch die ganze Karwoche bis zum Osterfest. Karmitwoch und Gründonnerstag wohnten wir jedes Mal der „Rumpelmette“ bei (nicht aber am Karfreitag).

Mit dem Gründonnerstag nahm dann die ganz große Heilige Zeit ihren Anfang. Um 8 Uhr begann das Hochamt in St. Emmeram, und nach diesem wurde das Allerheiligste in feierlicher Prozession in die Marienkapelle an der Rupertuskirche übertragen und dort die Vesper gebetet.

O, wie gerne wohnten wir Kinder diesen Kargottesdiensten bei! Und in St. Emmeram mit seinen vielen Priestern, mit seinen vielen Nebenkirchen und Kapellen, Vorhöfen und Vorhalle war ja eine prächtige Entfaltung der hl. Zeremonien besonders gut möglich. Ich allerdings machte von der dritten Klasse des Gymnasiums an einen Außenseiter. Damals war ich Domspatz und drei Karwochen lang sang ich beim Domchor zu den hl. Zeremonien dieser Tage mit. Von da an war mir aber dann der Dom so lieb, dass ich künftig jedes Jahr die Kartage im Dom mitfeierte und nicht mehr in St. Emmeram. Hans, mein Bruder, ging zwar auch gelegentlich mit mir in den Dom, blieb aber im Großen und Ganzen mit den anderen der St. Emmeramkirche treu.

Wenn wir aus dem Gründonnerstagsgottesdienst heimkamen, dann hatten inzwischen die Glocken zum letzten Mal für diese Tage geläutet. Sie waren, wie wir sagten, nach Rom „zum Beichten“ gegangen.

Die Zeit vom Gloria des Gründonnerstags bis zum Gloria des Karsamstags war in der Familie eine ganz strenge, ernste Zeit, wirklich dem dankbaren Andenken an den leidenden Heiland geweiht. Es gab kein Lachen und keine Scherze in der Familie. Wenn eines von uns Kindern sich während dieser Zeit vergaß und ein Liedchen zu singen anfang, bekam es einen Klaps auf den Mund.

Vom Küchenfenster unserer Wohnung im Gässchen ohne End (wir wohnten dort von 1914–1931) sahen wir wunderschön zum Turm von St. Emmeram. Wenn es mittags 12 Uhr wurde, dann standen wir alle am offenen Fenster – Gründonnerstag wie Karfreitag – um zuzusehen, wie dort anstatt des Angelusläutens auf der Galerie mit der Karfreitagsratsche Spektakel gemacht wurde. Und erst, wenn dieses „Ratschen“ vorüber war, stellten wir uns auf, um selber den „Engel des Herrn“ zu beten. Und es war gut so, dass unsere Eltern so vernünftig waren, nicht auf das Beten während des „Ratschens“ zu dringen. Wir hätten doch immer wieder zum Fenster hinausgesehen und hinausgehört und wären beim Gebet selber recht wenig andächtig gewesen.

Dann folgte das Mittagessen. Der Speisezettel war durch heiliges Herkommen an diesen und den folgenden Tagen genauestens geregelt. Das war ein alter Brauch, der leider jetzt auszusterben scheint. Meine beiderseitigen Großeltern hatten an diesen vier Tagen auch genau die gleiche Speisenfolge (von ihnen haben es ja unsere Eltern so übernommen); zweimal habe ich die Karwoche bei unseren Verwandten in München verbracht, und zu meiner Freude konnte ich auch dort das Gleiche feststellen. In der nördlichen Oberpfalz weicht der Speisenzettel ein wenig – allerdings unbedeutend – davon ab. Und seit ich Kooperator bin, habe ich eigentlich in allen Pfarrhöfen nach dem Speisenzettel der nördlichen Oberpfalz gegessen, auch im

Dompfarrhof. Aber seit ich Seelsorger in Regensburg bin, habe ich nicht versäumt, mich in der Schule bei den Kindern nach diesem Brauch zu erkundigen und habe gefunden, dass es immer noch eine ziemlich große Anzahl ist, die genau am alten Regensburger Osterspesezetteln festhält, wenn ich freilich auch dazu bemerken muss, dass, wie es scheint, die Zahl im Schwinden ist. Es ist nur mehr ungefähr ein Drittel der Familien, die an diesem Brauch festhalten.

Was gab es also am Gründonnerstag? Mittags Kräutersuppe (nur dieses einzige Mal im Jahr!), hierauf Spinat, dazu Eier. Am Nachmittag waren wir Kinder noch einmal in der „Rumpelmette“ in St. Emmeram. Zum Abendessen gab es noch einmal Kräutersuppe vom Mittag, hierauf Spinat, aber ohne Eier, sondern Kartoffeln dazu. Am Abend gingen wir zur letzten Fastenpredigt nach St. Emmeram.

Nach der Heimkehr begaben wir Kinder uns zu Bett. An diesem und den folgenden Tag machte uns der Vater vor dem Bettgehen mit der trockenen Hand das Kreuz auf die Stirn, um uns den Segen zu geben, und tauchte sie nicht wie sonst zuvor in Weihwasser. Damit war uns Kindern aber eigentlich die Gründonnerstagsfeier noch nicht beendet. Jetzt kam etwas, was mir mit zu den trauesten Erinnerungen meiner Jugendzeit gehört. Wir gingen zu Bette, schliefen aber nicht so bald ein. Jedes Mal musste ich – als Ältester – meinen Geschwistern an jenem Abend, wenn wir im Bett lagen, die ganze Leidensgeschichte Jesu erzählen.

Ich weiß gar nicht einmal mehr, wann ich es zum ersten Mal getan. Den Anlass gab jedenfalls die Bemerkung der Eltern an jenem Abend: „Kinder, heute ist eine heilige Nacht. In dieser Nacht hat Jesus mit seinen Aposteln das letzte Abendmahl gehalten, in dieser Nacht hat er am Ölberg Todesangst gelitten und dann wurde er gefangen genommen.“ O, oft hat uns, wie wir noch ganz klein waren, die Mutter die Leidensgeschichte Jesu erzählt und uns dazu die Bilder im „Goffine“¹⁴ erklärt. Und vom Abend des Gründonnerstags an bis zum Nachmittag des Karfreitags lebten wir Kinder eigentlich ständig in dem Gedenken: Was geschieht jetzt mit Jesus? Wenn wir am Morgen des Karfreitags zur Kirche gingen, dann sagten wir: Jetzt wird er zu Pilatus geführt. Wenn es gegen Mittag ging, dachten wir an den Kreuzweg, am Nachmittag an die furchtbare Kreuzigung, bis wir uns freuten, dass um 3 Uhr der Heiland endlich ausgelitten hat und nun ins Grab gelegt wird.

Der heilige Karfreitag ist zwar erst seit etwa 1935 in Deutschland allgemeiner öffentlicher Feiertag. In Regensburg war er es schon immer. Schon von jeher waren an diesem Tag die Geschäfte geschlossen, ruhte die Arbeit in den Betrieben. Am Morgen des Karfreitags ging die Mutter immer früh 6 Uhr in die Niedermünsterkirche, sonst wäre sie an diesem Tag überhaupt in keinen Gottesdienst gekommen, da sonst in keiner Kirche der Stadt an diesem Tag ein Frühgottesdienst stattfand. Wir anderen, einschließlich Vater, gingen wieder um 8 Uhr nach St. Emmeram und wohnten – stets ganz vorn beim Hochaltar – voll Ergriffenheit der Feier der heiligen Zeremonien bei, die gegen 10 Uhr mit der „Grablegung“ in der Ramwoldkrypta¹⁵ endeten, wo auch sogleich die Vesper gebetet wurde.

Wenn wir dann vom Gottesdienst heimkamen, gingen wir sogleich an eine Arbeit,

¹⁴ Leonhard GOFFINÉ (1669–1719) Christkatholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch mit kurzer Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien ...; mehr als 120 Auflagen von 1690 bis Mitte des 20. Jahrhunderts.

¹⁵ Abt Ramwold (ca. 915–1001), der auf Bitten von Bischof Wolfgang 975 von Trier nach Regensburg kam, erbaute die Krypta östlich der Apsis der Emmeramskirche. Vgl. Karl BAUER, Regensburg, S. 531.

die für uns auch unzertrennlich mit diesem Tag verbunden war: das Färben der Eier für Ostern. Das war Vaters Sache und wir Kinder waren daran immer mit demselben Eifer beteiligt, wie in der Adventzeit bei den Weihnachtsbäckereien. Ursprünglich gab es bei uns bloß rote Ostereier, in späteren Jahren nahmen die Eltern – auf Drängen von uns Kindern – auch andere Farben (meist grün und violett) dazu.

Mittlerweile war es Zeit zum Mittagessen geworden. Karfreitag und Karsamstag waren die einzigen Tage im Jahr, an denen es keine Suppe gab. Das Mittagessen bestand in einem Stockfisch, dazu gab es Kartoffeln. Bald nach dem Mittagessen, wenn Mutter mit dem Abspülen fertig war, gingen wir alle gemeinsam zum Besuch der „Heiligen Gräber“. Wir gingen von einer Kirche in die andere und verweilten überall längere Zeit in stillem Gebet vor der verhüllten Monstranz. Es waren nur die Kirchen der inneren Stadt, in die wir dabei gingen. Wir hielten uns da zwar an keine strenge Reihenfolge, aber wir gingen meist folgenden Weg: St. Emmeram, Obermünster, St. Kassian, St. Johann, Dom, Alte Kapelle, Karmelitenkirche St. Joseph, Niedermünster, St. Klara. Diese Kirchen haben wir wohl jedes Mal besucht; andere Kirchen dazu waren gelegentliche Ausnahmen. In St. Klara machten wir Schluss mit unserem Gräberbesuch und gingen dann nach Hause. Meist waren wir ziemlich müde hierbei geworden. Das Abendessen bestand nur aus gerösteten Kartoffeln. Einen Abendgottesdienst besuchten wir an diesem Tag nicht mehr.

Der Karsamstag hatte wieder eine weniger ausgeprägte Note als die beiden vorausgehenden Tage. An diesem Tag waren wir Kinder allein zu den hl. Zeremonien droben in St. Emmeram, die schon um 7 Uhr mit der Feuerweihe ihren Anfang nahmen. Aber auch am Karsamstag wurden in St. Emmeram die Feierlichkeiten unter größter Liturgieentfaltung begangen. Auch an diesem Tag nahm der Sadtpfarrer – was nicht überall so ist – alle Funktionen vor unter Assistenz von Diakon und Subdiakon. Da war draußen im Vorhof die Feuerweihe, dann in der Kirche die Lumen-Christi-Prozession mit Exsultet und den – ach leider gar so langweiligen (!) – Prophetien, hierauf in St. Rupert die Taufwasserweihe und schließlich in St. Emmeram wieder das Hochamt mit der Vesper. Wenn wir vom Gottesdienst heimkamen, dann durften wir wieder singen und lustig sein. Es lag über dem ganzen Tag etwas von der Vorfreude des heiligen Osterfestes.

Freilich, zu Hause sah es an diesem Tag immer am wenigsten festlich aus. Für Mutter war der Karsamstag ein großer Reinigungs – und Putztag. Zu Mittag wurde immer noch strenger Fasttag gehalten, strenger beinah noch als der Karfreitag. Das Mittagessen bestand am Karsamstag stets nur aus einer Tasse Kaffee, zu welcher wir zwei Rohrnudeln bekamen. Das war alles. Fleisch – das zu essen ja von Karsamstag mittags 12 Uhr an erlaubt ist – hat es bei uns nie gegeben. Fleisch am Karsamstag habe ich zum ersten Mal in einem Pfarrhof gegessen (Marktredwitz)! Am Gründonnerstag, an dem ja auch der Genuss von Fleisch erlaubt ist, habe ich noch nie Fleisch gegessen.

Am Nachmittag stieg eines nach dem anderen von uns Kindern in die Badewanne und abends – ich glaube so um 6 Uhr herum – waren wir alle wieder, die ganze Familie, in St. Emmeram zur Auferstehungsfeier. Da wurde die (lateinische) Matutin gesungen und hernach in feierlicher Prozession die Monstranz aus der Ramwoldkrypta (dem „heiligen Grab“) heraufgeholt und durch die Kirche getragen. Das anschließende Abendessen zu Hause aber war noch recht einfach und bescheiden, wenn es auch nicht mehr strengen Speiseregeln folgte. Meist war es ein Hering oder ein anderer Fisch, zu dem wir Kartoffeln aßen, oder Butterbrot mit Käse oder so was ähnliches.

Nun das heilige Osterfest selber: Während am Ostermorgen die Mutter früh 6 Uhr in der Kirche war (an diesem Tag stets in Niedermünster wegen des 40stündigen Gebetes dort) standen wir anderen auf und machten uns sofort ans „Osterhasensuchen“. Das war Vaters Hauptpaß uns Kindern unsere Ostergeschenke so zu verstecken, dass wir oft recht lange suchen mussten, bis wir sie fanden. Aber endlich fanden wir sie doch, jedes ein Körbchen, dessen Mitte ein runder Kuchen zierte, darauf ein Lamm mit der Osterfahne im Rücken. Und rings um den Kuchen mit dem Osterlämmlein lagen die gefärbten Eier, vier bis fünf an Zahl. Nebenher lagen aber auch meist noch manche Schleckereien drinnen, etwa kleine Häschen und Eier aus Zucker oder Schokolade. Ich weiß noch gut, wie ich einmal – das war während des Weltkrieges, da keine Zuckersachen zu haben waren – recht enttäuscht war, weil der Hase, der bei den Eiern lag, aus Gips war. Und bedauernd schrieb ich dem Vater ins Feld: Im Körbchen lag ein Osterhase „aus Mauer“.

Bis die Mutter aus der Kirche heimkam, waren wir alle mit der Morgentoilette längst fertig. Mutter brachte aus der Kirche die geweihten Osterspeisen und nun folgte das gemeinsame Osterfrühstück, das nicht einer gewissen Feierlichkeit entbehrte. Es wurde streng darauf gesehen, dass vor dem Genuss der geweihten Osterspeisen nichts anderes gegessen wurde, was uns in Anbetracht so mancher Süßigkeit, die wir im Osterkörbchen gefunden hatten, schon ein Opfer bedeutete. Wir beteten alle gemeinsam unser Morgengebet und dann saßen wir alle um den Tisch herum und aßen, was an diesem Tag zum Frühstück herkömmlich ist: Osterbrot mit Schinken, dazu Eier mit Salz und Meerrettich. (Die Eier im Osterkörbchen waren bei uns nicht geweiht; wir konnten sie essen, wann wir wollten; wir nahmen sie gewöhnlich zum Spaziergang am Nachmittag mit).

Dann gingen wir mit dem Vater nach St. Emmeram ins Hochamt. Zum Mittagstisch aßen wir gewöhnlich ein „Kitzlein“. So war es herkömmlich, wenn auch nicht so streng geübter Brauch wie etwa an den drei Kartagen, an denen wir uns nahezu Sünde gefürchtet hätten etwas anderes zu essen als was Herkommen war. Am Nachmittag wohnten wir in St. Emmeram der Vesper bei und dann machten wir einen kleinen Spaziergang hinaus vor die Stadt, nicht besonders weit (an den hohen Festtagen gingen wir nie weit fort), aber wohl immer an einen solchen Platz, wo wir uns einen Strauß schöner blauer Osterblumen pflücken und mit heim nehmen konnten, die nun die „Palmkätzchen“ verdrängten, die seit dem Palmsonntag unsere Zimmer geschmückt hatten.

Der Ostermontag hatte seine Besonderheit nur mehr am Nachmittag mit der „Emmaus-Prozession“, die so gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr von der Dominikanerkirche (St. Blasius) ausging hinaus vor die Stadt bis nach Dechbetten.¹⁶ Die Beteiligung an der Emmaus-Prozession unterließen wir wohl niemals (auch heute halten meine Eltern noch streng daran fest). Ich weiß noch gut, wie ich während des Krieges an der Hand von Großvater (der übrigens noch 1940 als schon Neunzigjähriger an dieser Prozession sich beteiligte) nach Dechbetten mitging, also bei den Männern und ja nicht etwa mit der Mutter, die zusammen mit Großmutter weiter hinten in der Prozession bei den Frauen kam (!). In Dechbetten war dann Predigt und Andacht und dann kehrte die Prozession in die Stadt zurück. Während aber die Prozession beim Hinausgehen nach Dechbetten ein langer Zug war, bestand sie bei der Rückkehr in

¹⁶ Stadtteil im Westen von Regensburg mit Wallfahrtskirche (erbaut 1722) und Gnadenbild (Maria mit Kind um 1505). Vgl. Karl BAUER, Regensburg, 3. Aufl., Regensburg 1980, S. 372–378.

die Stadt stets nur mehr aus einem kleinen Häuflein. Auch wir gingen nicht mehr mit der Prozession zurück, sondern kehrten nach vollendeter Andacht in einem Gasthaus ein und kamen erst gegen Abend wieder in die Stadt zurück.

In dieser Weise feierten wir alljährlich in unserer Familie die heilige Karwoche und das Osterfest. Heute noch ist mir das in lieber Erinnerung. Und ich danke unseren guten Eltern, dass sie uns auf solche Weise von allem Anfang an dazu erzogen haben, Ostern wirklich im Geist der Kirche zu feiern.



Familie Güntner im Jahr 1933 kurz nach der Priesterweihe des Sohnes Georg, hinten Mitte. Rechts von ihm sein Bruder Johann Evangelist. Ganz links die älteste Tochter Maria (geb. 1911) und vorne Mitte die 1929 geborene Tochter Elisabeth. (Das Foto wurde freundlicherweise von Pfarrer Heinrich Börner, Sohn von Elisabeth Güntner, verh. Börner, zur Verfügung gestellt.)



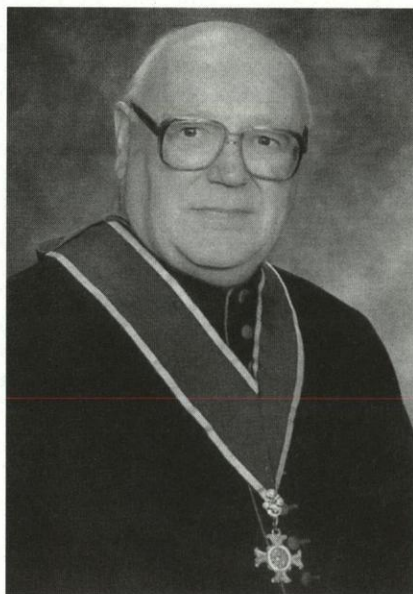
Priesterweihekurs 1933 mit Bischof Dr. Michael Buchberger, Georg Güntner hinterste Reihe 4. von links.



Der spätere Weihbischof Vinzenz Guggenberger (ord. 1972), auf dem Foto ganz rechts, war nach seiner Priesterweihe (1953) zunächst drei Jahre Kaplan bei Pfarrer Johann Güntner (links) in Bodenmais und anschließend drei Jahre Kaplan bei Pfarrer Georg Güntner in Wunsiedel. Die drei Priester verband eine lebenslange Freundschaft.



BGR Georg Güntner, um 1970



BGR Johann Evangelist Güntner, mit Kapitelkreuz von St. Johann, im Jahr 1981

